



Andreas Grosz

Der Zwilling unter dem Kirschbaum

Erzählung

pudelundpinscher

Der Zwilling unter dem Kirschbaum

1

Selten ging ich durch die Stadt, ohne dass ich mir vorstellte, ich würde ihm begegnen. Wer weiß, ob er mich noch erkannt hätte. Ausgeschlossen war es nicht. Doch sehr wahrscheinlich hätte ich ihn nicht wiedererkannt, denn ich hatte ihn seit seiner Kindheit nicht mehr gesehen. In der Zwischenzeit hatte er sich ohne Zweifel mehr verändert als ich: Er war ein junger Mann geworden.

Als wir uns zum letzten Mal sahen, war er acht Jahre alt, sein Geburtstag lag damals wenige Wochen zurück. Es war an einem Donnerstag, ich war mit Frank zu Hause, das Telefon klingelte.

Der Junge war am Apparat, ihn hätte ich zuletzt erwartet.
»Bist du am nächsten Mittwoch zu Hause?«, fragte er.

»Willst du mich besuchen?«

»Ich weiß es nicht, ich gebe dir die Mama.«

Nein, besuchen könnten sie mich nicht, sagte sie zu mir, das wäre ihr zu kompliziert.

»Wieso kompliziert?«

»Weil ich keine Lust habe, deinem Freund zu begegnen.«

»Aber ihn müsstest du gar nicht sehen, das ließe sich doch einrichten«, wandte ich ein.

Es wäre ihr trotzdem zu kompliziert, denn sie wolle auch nicht wissen, wie ich jetzt lebte, aber sie würde mir ihren Sohn gern einen Nachmittag lang überlassen (sagte sie

tatsächlich »überlassen«?), sie wolle nicht, dass er unter den Schwierigkeiten der Erwachsenen zu leiden habe. Das war neu, ich nannte es »lobenswert« und versicherte ihr, den kommenden Mittwoch freizuhalten. Ich würde ihr in den nächsten Tagen mitteilen, was ich mit dem Jungen unternehmen wolle.

»Er fragt immer nach dir«, sagte sie noch, »ich möchte die Sache erledigen, bevor wir in die Ferien fahren. Was danach ist, kann ich noch nicht sagen.« Wir verabschiedeten uns voneinander, ich legte auf und kehrte zu Frank in die Küche zurück, um ihm vom Telefongespräch zu erzählen.

»Und die Pädophilie-Vorwürfe?«, fragte er. Er meinte die Beschuldigungen, die der Verleger gegen mich erhoben hatte.

Es war drei Jahre zuvor gewesen, ein Samstag im Herbst, grau, Hochnebel lag überm Land. Jeannette, die Mutter des Jungen, hatte Buchvernissage, sie war Schriftstellerin, und ich wollte hingehen, obwohl ich keine Einladung erhalten hatte. Langsam fuhr ich auf meinem Rad, machte einen kleinen Umweg und stellte es vor einem Betonbau aus den Sechzigern ab. Ich ging auf dem asphaltierten Weg, der zum Restaurant führte. Es roch nach verbranntem Holz, Flugzeuge waren zu hören, aber nicht zu sehen. Die Luft war lau.

Neben dem Restaurant stand ein weißes Auto, davor bewegten sich ein Mann und ein Kind. Ich näherte mich, das

Kind lief mir entgegen, lachte, und ich lachte auch. Es rannte mir in die Arme, ich hob es empor. Der Junge sagte: »Zuerst habe ich dich gar nicht erkannt.« Biskuitkrümel klebten ihm rund um den Mund. Zusammen gingen wir zum Eingang. Ich fragte, ob sie schon lange da seien, der Junge antwortete: »Ja, wir sind früh gekommen.«

Und neben dem Eingang stand der Verleger, ein eher kleiner, elegant gekleideter Mittdreißiger, eine Sonnenbrille im dichten, schwarzen Haar (trotz Nebel). Mit Jeannette, das wusste ich, kam er sehr gut aus. Ich grüßte ihn, er sagte etwas, was ich nicht verstand, sodass er es wiederholte, zischend, mit Schärfe: »Es gäbe genug andere Gelegenheiten, hierherzukommen.«

Da verschwand wohl das Lächeln aus meinem Gesicht. »Ich bin ein freier Mensch, ich kann hingehen, wohin ich will«, stammelte ich. Der Verleger entgegnete, ich wolle ihnen nur den Abend verderben, Jeannette und ihm habe es vor meinem Erscheinen gegraut, warum ich denn heute hier auftauchen müsse.

Immerhin, sagte ich, hätte ich ein Foto zum Buch beigesteuert, das Portrait der Autorin.

»Glauben Sie denn im Ernst, wir hätten dieses Bild verwendet?«, fragte der Verleger und blickte mich halb verächtlich, halb mitleidig an. Darauf drehte er sich um und kehrte zum geparkten Auto zurück. Ich folgte ihm mit rotem

Kopf und leicht schwankend. »Es ist doch mein Recht, dabei zu sein, wenn das Buch gefeiert wird, zu dem ich etwas beigetragen habe«, sagte ich.

»Sie haben aber nichts dazu beigetragen.«

»Konnte ich denn wissen, dass das Bild nicht gebraucht wurde? Davon hat mir niemand etwas erzählt.«

Der Verleger hielt kurz inne und räumte dann ein: »Stimmt, das war ein Fehler.« Er öffnete die Hecktür des weißen Autos. Da lag das Gepäck des Jungen, eine große Tasche mit einem Teddybären obendrauf. Das Kind war die ganze Woche bei der Schwester seiner Mutter gewesen. Ich sagte: »Ich bin natürlich auch gekommen, um das Kind zu sehen.«

»Das wundert einen nun gar nicht«, antwortete der Verleger. Nach einer kurzen Pause fügte er leise und erregt hinzu: »Aber das ist doch pädophil!«

Wir blickten einander in die Augen, schienen beide den Atem anzuhalten. Aber es geschah nichts. Dann ließ der Verleger mich stehen, auf Diskussionen hatte er offensichtlich keine Lust. Ein paarmal noch versuchte er mich abzuschütteln, aber ich setzte ihm nach, verlangte eine Erklärung. Die bekam ich: Pädophilie sei das, eine Liebesbeziehung zu einem Kind. Und dann der Schaden, den ich dem Kleinen damit zufügen würde.

Ich wehrte mich: »Das ist Rufmord!«

»Und Sie leiden an Verfolgungswahn!«, erwiderte der Verleger. Ich hätte mich gegen die Mutter des Kindes und fürs Schwulsein entschieden, nun solle ich bitte auch die Konsequenzen tragen. »Jeannette und ich sind Menschen, die klare Grenzen ziehen«, sagte er.

Ich ereiferte mich, sprach schnell und laut. »Das ist doch Berliner-Mauer-Mentalität«, sagte ich, »in Ihrem Hirn steht wohl eine Selbstschussanlage.« Der Verleger stutzte, dann lief er davon. Ich bemerkte, dass der Junge immer noch da war. Er saß auf dem Erdboden und sagte zu mir: »Der andere Zahn, der ist mir gestern ausgefallen, weißt du, der, den ich dir schenken wollte.«

Das war zwei Tage zuvor gewesen, da hatten wir uns bereits gesehen. Als Jeannette mich um das Foto für ihr Buch gebeten hatte, bemerkte sie nebenbei, der Junge werde die Woche vor der Buchvernissage bei ihrer Schwester verbringen, damit sie mehr Zeit für die Vorbereitung ihrer Lesung habe. Ich hatte mich bei der Schwester gemeldet und sie darum gebeten, ihn bei ihr besuchen zu dürfen. Sie hatte es mir erlaubt.

Ich klingelte und stieg durchs Treppenhaus aufwärts. Die Stimme des Jungen war schon zu hören. Als ich oben ankam, stand er auf dem Treppenabsatz und lachte verhalten, während seine Tante, ihre kleine Tochter auf dem Arm, unter der Tür wartete. »Jetzt bekommst du doch noch Besuch«, sagte sie zu ihm. Er fragte mich gleich, ob ich einen der Milch-

zähne haben wolle, die ihm nun nach und nach ausfielen. Den letzten habe er unters Kopfkissen gelegt, über Nacht sei aus ihm ein Geschenk geworden.

Dann traten wir alle drei in die Wohnung. Ich setzte mich auf den Parkettboden, irgendwann rutschte der Junge zu mir heran, lehnte sich an mich, als sei er müde und wolle sich ausruhen. Er wurde still, vielleicht schlief er ein, als ich mit seiner Tante redete. Später fragte er mich, ob ich am Samstag, nach der Buchvernissage, mit zum Abendessen in die Pizzeria kommen würde.

»Das kann ich dir nicht versprechen, aber zur Buchvernissage werde ich auf jeden Fall kommen, dann sehen wir uns.«

Der Mann der Tante kehrte von der Arbeit heim, wir setzten uns an den großen Küchentisch, die Erwachsenen tranken Wein, während der Junge ein Glas Holundersirup bekam. Er zeigte durchs Fenster auf den Mond, der als feine Sichel am verschleierte Abendhimmel stand. Die Haare reichten dem Jungen nun bis fast zu den Schultern hinab. Er sagte, er wolle sie sich nicht mehr schneiden lassen.

Als ich mich zum Gehen bereit machte, war er vielleicht etwas enttäuscht. Einen Moment schien wieder jene alte Einsamkeit um ihn zu sein, die ich seit seiner Geburt an ihm zu kennen meinte: Mit einer Saugglocke hatten sie ihn geholt, nachdem er lange eingeklemmt gewesen war. Immer

wieder hatte sein Kopf sich gezeigt, waren seine dunklen Haare am Ausgang erschienen, aber es ging nicht weiter, das Kind steckte fest. Nach der Geburt lag es vor den blutigen, gespreizten Beinen seiner Mutter, lautlos und verlassen, ohne zu schreien, ein langes, mageres Kind.

Er habe doch auch ein Kind, sagte ich zum Verleger, als wir vor dem Restaurant standen, und soviel ich wisse, lebe er mit dessen Mutter ebenfalls nicht zusammen.

»Aber das ist eine normale Beziehung zwischen einem Erwachsenen und seinem Kind«, entgegnete er, »keine Liebesbeziehung wie das, was Sie da machen.« Verzweifelt laut sagte ich: »Ich würde Ihnen das alles gerne mal erklären, ich bin jederzeit dazu bereit.«

»Darauf habe ich nicht die geringste Lust«, erwiderte er, er sei Verleger und nicht Psychiater und interessiere sich nicht für meine Geschichten. Ich sagte: »Ich bin neun Monate lang der Vater dieses Kindes gewesen, ich war bei seiner Geburt dabei ...«

»Ich war schon bei mancher Geburt dabei«, unterbrach er mich, »und in meinem Verlag erscheinen Kinderbücher.«

»Aber ich war halt nur bei dieser Geburt dabei, drei Jahre lang war ich diesem Kind danach eine Art Vater, und ich möchte, dass das jetzt nicht alles zu Ende ist. Haben Sie nicht gesehen, wie der Junge mir entgegenlief? Ganz so einseitig, wie Sie glauben, kann die Sache doch nicht sein.«

»Mir laufen auch halb fremde Kinder entgegen«, sagte er und wandte sich ab. Ich war ihm lästig, ihn ging das im Grunde auch alles nichts an, aber offenbar setzte er sich sehr für seine Autorin ein. Ich folgte ihm, gestikuliert, hielt ihn am Ärmel fest. Er schüttelte mich ab und sagte: »Es bleibt dabei: Sie schaden diesem Jungen.«

»Aber fragen wir ihn doch selbst, ob ich ihm schade, er sitzt hier auf der Erde und hört uns die ganze Zeit schon zu.«

»Lassen wir das Kind aus dem Spiel!«

»Aber wenn Sie schon zu wissen meinen«, widersprach ich ihm, »wenn Sie schon wissen, was der Junge fühlt, dann können wir ihn ebenso gut gleich selbst sprechen lassen.«

»Verdammt noch mal, lassen wir das Kind aus dem Spiel!«

»Und das Dreckspiel, das Sie da spielen, was ist damit?«

Er sagte, ich solle endlich verschwinden, es reiche ihm, und ging davon, um sich mit Leuten zu unterhalten, die in der Nähe standen und rauchend auf den Beginn der Veranstaltung warteten. Ich ging zum Jungen hin, kauerte mich neben ihn und sagte, ich hätte ihm nie übel gewollt. Er nickte, sprach kaum noch ein Wort, wirkte erschöpft. Damals war er fünf Jahre alt.

»Die Mama erwartet dich drinnen. Ich habe ihr gesagt, dass du kommst. Sie will dich sehen«, sagte er leise, fast flüsternd.

»Das kann ich nun nicht glauben«, wehrte ich ab, und er schien einzusehen, dass es keinen Sinn hatte, auf seinem Wunsch zu bestehen. »Ciao«, sagte er nach einer Weile. Er versuchte gerade, einen Stein aus der Erde zu zerren. »Ich will diesen Stein herausholen«, erklärte er mir und verzog vor Anstrengung das Gesicht. Ich strich mit der Hand über seine weichen Haare und sagte: »Ich werde dich nicht vergessen.« Er nickte und murmelte noch einmal Ciao.

Ich stieg über den Maschenzaun, der das Grundstück begrenzte, und kehrte auf Umwegen zu meinem Fahrrad zurück.

Bis zum allerletzten Mal, jenem Mittwoch vor den Sommerferien, als er acht Jahre alt war, sah ich den Jungen noch zweimal, beide Male zusammen mit seinem Vater.

Das drittletzte Mal geschah es an einem Samstag im November, der Junge war sechs Jahre alt, seit mehr als einem Jahr lebte er mit Jeannette in der Stadt. Ich saß in der Buchhandlung an meinem Platz neben der Kasse, führte am Computer Bestellungen aus. Dann stand er plötzlich neben mir, so selbstverständlich überraschend wie eine Erscheinung, orangerot leuchtend. Ich hatte mir sein Kommen oft vorgestellt und hätte doch, wie man sagt, nie erwartet, dass er jemals kommen würde.

»Ich bin mit dem Papa da«, sagte er.

Andreas Grosz, 1958 in Luzern geboren und im Kanton Zug aufgewachsen, lebt in Erstfeld (Uri). 1982 Übersetzerdiplom.

Von ihm ist zuletzt der Prosaband *Fahnenflucht mit der Lokalbahn* erschienen.

Zusammen mit der Künstlerin Beatrice Maritz betreibt er den Verlag pudelundpinscher.

Für wertvolle finanzielle Unterstützung bedanken sich Verlag und Autor bei: Gemeinde Baar, Kanton Zug, Kanton Uri, Migros-Kulturprozent und Casa nell'Arte.

Lektorat: Jan Koneffke
Korrektorat: Monica Schwenk
Umschlaggestaltung: Beatrice Maritz
Beratung: Hanspeter Uster
Layout und Satz: pudelundpinscher
Schrift: Simoncini Garamond
Druck: Tipografia Stazione SA, Locarno
Einband: Legatoria Mosca, Lugano

© 2013 Maritz & Gross,
edition pudelundpinscher, Erstfeld
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-906061-02-3

Imprimé en Suisse
Printed in Switzerland

Finito di stampare il 4 settembre 2013, giorno di santa Ida

»Aber das ist doch pädophil«, meint der Verleger zu Beat, dem unglücklichen Helden dieser Erzählung, der nichts anderes möchte, als das Kind zu sehen, das er eine Zeit lang großzog. Auch die Mutter des Kindes wirft ihrem Ex-Freund vor, den Jungen zu sehr zu lieben: »Das schadet meinem Sohn.« Der Psychologe hingegen hält Beat schlicht für einen Feigling, der sich seiner Pflicht entziehen will.

Andreas Grosz erzählt eine ganz und gar heutige Geschichte. Beat und Jeannette, die sich beide ein Kind wünschten, waren sich nicht treu. Während Beat sich in Frank verliebt, hat Jeannette mit Spiros geschlafen. Bis zur Geburt bleibt ungewiss, wer der wirkliche Vater des Kindes ist. Der Lebemann Spiros möchte seine Vaterrolle lieber nicht annehmen, der »falsche« Vater Beat schon. Plötzlich entdeckt er eine ganz andere Liebe, die Liebe zu dem Kind, das ihm mehr und mehr entzogen wird.

Andreas Grosz gelingt in seiner durch die Erinnerung Beats mäandernden Erzählung Der Zwilling unter dem Kirschbaum ein lakonisch-poetisches Kammerstück von tiefem Ernst und beklemmender Komik, vor allem aber die anrührende Geschichte um ein voller Zartheit und Sehnsucht beschriebenes Kind.

Jan Koneffke